

HANNOVER

PROF. DR. BERNHARD VOGEL
VORSITZENDER DER KONRAD-
ADENAUER-STIFTUNG
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

„Des Glückes Unterpfand? – Patriotismus ja, Nationalismus nein!“

28. September 2007

www.kas.de

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Zum Abschluss des „Zweiten Tags der Landesgeschichte“ im Niedersächsischen Landtag darf ich, wiewohl in Göttingen geboren und mit Leinewasser getauft, den Bogen von der Landes- zur deutschen Geschichte spannen – zunächst in das denkwürdige Jahr 1954, in dem Hannover 96 zum ersten und bislang einzigen Mal nach dem Krieg Deutscher Fußballmeister wird: 5:1 gegen den 1.FC Kaiserlautern.

Aber nicht Hannover 96, sondern – man darf es nach mehr als einem halben Jahrhundert selbst hier ohne Scheu bemerken – die unterlegenen „Lauterer“ stellen den Großteil des Kaders der deutschen Fußballnationalmannschaft, die nur wenige Monate später im Berner Finale gegen die hoch favorisierten Ungarn steht: 4. Juli 1954, 18.39 Uhr, nach 90 Minuten und 21 Sekunden ist das Spiel „Aus! Aus! Aus! Aus!“, wie der Rundfunkreporter Herbert Zimmermann ruft. Deutschland ist Weltmeister. Und es wächst die Furcht vor neuem nationalem Übermut.

„Vergessen wir nicht: Es war nur ein Spiel!“, sagt Herbert Zimmermann am Ende seines legendären Berichts. Tage später stellt das „Sonntagsblatt“ in fast schon hilflosem Bemühen, Vernunft anzumahnen, klar: Bern habe „nicht einen Sieg Deutschlands“ gebracht, „sondern den von elf Männern, die in den Grenzen unseres Landes beheimatet sind.“

Der Sieg bei der V. Fußballweltmeisterschaft, dem noch dazu einige Stunden zuvor die triumphale Rückkehr der Mercedes-Silberpfeile beim Großen Preis von Frankreich vorausgegangen ist, löst Euphorie aus,

macht die Not und Entbehrungen der Nachkriegszeit und die politische Realität der geteilten deutschen Nation für einen Augenblick vergessen.

Deutschland, das war damals die Bundesrepublik, das war die DDR, das war das geteilte Berlin, das war das Saarland, das noch nicht zu Deutschland zurückgekehrt war und gegen dessen Mannschaft – sie spielte unter dem späteren Bundestrainer Helmut Schön – sich die bundesdeutsche Auswahl in der Qualifikation zur Weltmeisterschaft mit 3:1 und 3:0 durchgesetzt hatte.

Durften die Deutschen – kaum zehn Jahre, nachdem ein bis zum rassistischen Völkermord gesteigerter Nationalismus und ein von Hitler mutwillig entfesselter Zweiter Weltkrieg in totalem Zusammenbruch geendet hatten – wieder ein nationales „Wir-Gefühl“ entwickeln? Und wenn ja: Wie sollte es sich äußern dürfen?

Die Reportage aus dem Wankdorf-Stadion in Bern dokumentiert, dass nach der „feierlichen Übergabe des Pokals an Fritz Walter... Deutschlands Hymne erklingt“, wobei die deutschen Schlachtenbummler für alle deutlich hörbar die erste Strophe des Deutschlandlieds anstimmen und woraufhin der Schweizer Rundfunk die Übertragung sofort abbricht.

Der Vorgang bleibt nirgends unbemerkt: Die französische Zeitung „Le monde“ fürchtet „fanatisme“, „revanche“ und – ausdrücklich auf deutsch – „über alles“. Die „Daily Mail“ gibt sich sorgenvoll wegen der „imperialistischen“ ersten Strophe, die – wie auch die Grimmschen Märchen – mit den anderen Strophen des Deutschlandlieds von den Be-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

HANNOVER

PROF. DR. BERNHARD VOGEL
VORSITZENDER DER KONRAD-
ADENAUER-STIFTUNG
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

28. September 2007

satzungsmächten in der unmittelbaren Nachkriegszeit verboten worden war.

Der Trümmerhaufen Deutschland, den der Nationalsozialismus hinterlassen hatte, war so sehr auch ein geistiger Trümmerhaufen, dass selbst die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm – immerhin Mitglieder der Göttinger Sieben, die mutig gegen die Abschaffung der Verfassung durch König Ernst August II. von Hannover protestiert hatten – von den Siegermächten als Verfechter dumpf nationalistischer Ideen betrachtet wurden. Und das „Lied der Deutschen“, von dem demokratisch-oppositionellen Literaturprofessor und Dichter August Heinrich Hoffmann verfasst, längst nicht mehr Ausdruck nationaler und freiheitlicher Sehnsüchte und Hoffnungen war, sondern bei vielen – nicht nur im Ausland – Ängste vor deutschem Nationalismus auslöste.

Nach 1945 gab es fast nichts mehr im geistigen Dasein der Deutschen, auf das kein Schatten gefallen war. Hannah Arendt, die in Linden bei Hannover geboren ist, sprach damals in einem politischen Essay von einer „radikalen Negation jeglicher Tradition“ durch den „Nazismus“. Die deutsche Frage stellte sich nicht nur, weil die Nation politisch unvollendet war. Sie stellte sich auch, weil die Deutschen nicht mehr wussten, wer sie sind, geschweige denn, wer sie in Zukunft sein wollten.

Zur Heimat konnte sich niemand mehr unbefangen bekennen, obwohl sich Adolf Hitler über diesen Begriff nur mit Hohn und Spott geäußert hat und obwohl führende Köpfe des Widerstands gerade auch von der Rettung der Heimat angetrieben waren. Die ruchlose Ideologie von „Blut und Boden“, die in Wahrheit die Zerstörung von Heimat und Milieu und das Ende von gesellschaftlicher und regionaler Vielfalt bedeutete, haftete diesem Begriff an: nicht Föderalismus, nicht Niedersachsen oder Bayern, nicht Regionen. Nein: ein Volk, ein Reich, ein Führer!

Der Patriotismus war an den Fronten und in der Heimat durch die zügellose Propaganda eines Joseph Goebbels und eine Ideologie, die den sozial-darwinistischen Kampf ums

Überleben beschwor, bis zum totalen Krieg radikalisiert und missbraucht worden. War nicht der Trümmerhaufen Deutschland der beste Beleg dafür, dass Patriotismus das Gegenteil von dem bewirkt, was er eigentlich beabsichtigt?

Nicht nur der deutsche Patriotismus, auch der Begriff der deutschen Nation war bis ins Mark getroffen. Den Idealen des Hambacher Fests und der Frankfurter Paulskirche, denen ein Hoffmann von Fallersleben Geltung zu verschaffen suchte, war lange Zeit kein Erfolg beschieden. Das Nationalbewusstsein des späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhunderts hatte häufig nichts mit Freiheit und Demokratie zu tun; ja war sogar freiheits- und demokratiefeindlich. Indem es das Eigene verherrlichte und Fremdes verachtete, wurde aus Nationalbewusstsein Nationalismus. In diesem Sinne sang man „Deutschland, Deutschland über alles!“ Dass der Begriff der Nation noch dazu einen rassistischen, vor allem antisemitischen Bedeutungsgehalt bekam, machte ihn – für viele bis heute – zum Unwort.

Nur, was war zu tun? Welche Folgerungen waren zu ziehen? Begriffe wie „Nation“, wie „Heimat“ lassen sich nicht so leicht abschaffen oder beiseite schieben. „Dass es Nationen gibt, ist historisch das Europäische an Europa“, hat vor rund einem halben Jahrhundert der Historiker Hermann Heimpel bemerkt. Das galt auch für Deutschland.

Ein neues, – man könnte mit einiger Zurückhaltung sagen – ein geläutertes Verständnis von Nation und Heimat war zu gewinnen? Nichts erschien nach 1945 schwieriger, aber auch wichtiger als die Bindung zum eigenen Vaterland, den Patriotismus, aus seiner teuflischen Verstrickung mit dem Nationalismus zu lösen. Im Westen Deutschlands, aber auch in seinen westeuropäischen Nachbarstaaten, wuchs die Erkenntnis, dass Patriotismus nur dann legitim sein kann, wenn er den Patriotismus der anderen europäischen Völker nicht ausschließt, sondern ihn respektiert und wenn sich eine gemeinsame europäische Gesinnung mit ihm verbindet. Patriotismus ist nicht zu europäisieren, aber er muss doch europäisch orientiert sein. Und er muss –

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

HANNOVER

PROF. DR. BERNHARD VOGEL
VORSITZENDER DER KONRAD-
ADENAUER-STIFTUNG
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

28. September 2007

wie es schon die Hambacher vor 175 Jahren wollten – eine Verbindung mit der überstaatlichen Idee der abendländisch-europäischen Freiheit eingehen.

Ein französischer, ein italienischer, ein deutscher Patriot, drei mutige Männer, die aus Grenzgebieten ihrer Länder stammten und von dieser Grenzerfahrung geprägt waren, verkörpern diese Vision und gaben ihr Gestalt: Robert Schuman, französischer Außenminister, in Luxemburg geboren, im Ersten Weltkrieg als Elsässer deutscher Reserveoffizier; Alcide De Gasperi, italienischer Ministerpräsident, im Trentino geboren: Das vor dem Ersten Weltkrieg noch zum Kaiserreich Österreich-Ungarn gehörte. Und daher war er in jungen Jahren noch Mitglied im österreichischen Reichsrat. Schließlich Konrad Adenauer – langjähriger Oberbürgermeister des linksrheinischen Köln, in dem die französische Besetzung des linken Rheinufer nicht vergessen war.

Vor 50 Jahren, 1957, unterzeichneten Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg, die Niederlande und Deutschland die Römischen Verträge zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Sie sollte Ausgangspunkt, nicht Ziel sein.

Ihr geistiges Konzept war Verständigung und Versöhnung, Bewahrung der Freiheit für den freien Teil Europas vor der kommunistischen Bedrohung und langfristig: Wiedererlangung der Freiheit in ganz Europa. Der Mensch sollte im Mittelpunkt stehen, nicht die Nation, nicht die Rasse, nicht das Kollektiv. Dass es Franzosen, Italiener, Niederländer, Deutsche gibt, wurde nicht verleugnet. Sie sollten ihre Eigenheiten nicht aufgeben müssen: Europa ist Vielfalt!

Man besann sich darauf, dass – würde man eine Bilanz des geistigen Besitzes jeder einzelnen europäischen Nation ziehen – das meiste davon nicht dem jeweiligen Vaterland, sondern dem gemeinsamen europäischen Erbe entstammt. „In uns allen überwiegt der Europäer bei weitem den Deutschen, Spanier oder Franzosen“, schrieb der spanische Kulturphilosoph José Ortega y Gasset bereits vor 70 Jahren. Der griechisch-römischen Antike, der jüdischen-

christlichen Tradition, der Aufklärung verdanken wir unsere geistige Prägung. Das ist zu bedenken, wenn heute in Deutschland das Thema Leitkultur diskutiert wird.

Nur vordergründig könnte es den Anschein haben, dass der Osten Deutschlands und Europas einen ähnlichen Weg gegangen sei, indem man sich dort internationalistisch gab, die Internationale sang und die „Menschenbrüderlichkeit“ innerhalb des sozialistischen Lagers hochhielt. Nicht nur, dass Internationalismus zunächst nur eines bedeutete: Devotion nach der Parole „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen!“ Es ging nicht um Rückbesinnung auf einen gemeinsamen europäischen Wertefundus. Sondern es ging um dessen Überwindung zugunsten einer Ideologie, die eine neue Zeit und einen neuen Menschen zu schaffen versprach. Die Diktatur des Proletariats sollte die notwendige Vorstufe für den Eintritt in dieses „Reich der Freiheit“, die Herrschaft des Kommunismus, sein.

Die Machthaber in Ostdeutschland meinten es leicht zu haben, alles Gewesene hinter sich zu lassen. Und sie machten es sich leicht, indem sie jede Rechtsnachfolge ablehnten, sich jeder Wiedergutmachung entzogen und zum Beispiel jede Beziehung zum Staat Israel ablehnten, ihn sogar als faschistisch bezeichneten.

Während sich die westliche deutsche Republik im Grundgesetz – Artikel 22 Absatz 2 – zur schwarz-rot-goldenen Staatsflagge bekennt und damit ausdrücklich an die Erbschaft der Paulskirche und der ersten deutschen Nationalversammlung von Weimar und an die erste staatlich verfasste freiheitliche Demokratie anknüpft, wollte die DDR die aus ihrer Sicht „unvollendeten revolutionären Erhebungen von 1848“ tradiert wissen, die es nun mit der sozialistischen Revolution zu vollenden und zu krönen galt.

Auch die „National“-Hymne – von Johannes R. Becher, Präsident des kommunistischen „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“, auf Weisung des SED-Vorsitzenden und „Präsidenten“ der DDR, Wilhelm Pieck, verfasst – war Bestandteil sozialistischer Doktrin. Und mit ihr die Ein-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

HANNOVER

PROF. DR. BERNHARD VOGEL
VORSITZENDER DER KONRAD-
ADENAUER-STIFTUNG
MINISTERPRÄSIDENT A. D.

28. September 2007

heitsvision der Hymne: „Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt: Lass uns dir zum Guten dienen, Deutschland einig Vaterland.“

Erst nachdem der Lockruf nach Einheit im Westen Deutschlands ungehört blieb, der Siegeszug des Kommunismus an der wider-natürlichen Grenze der DDR zum Stillstand kam, die Eingliederung der Bundesrepublik in das westliche Bündnis nicht verhindert werden konnte, änderte sich die Doktrin. Aus „Deutschland einig Vaterland“ wurde das Postulat der Eigenständigkeit der DDR als „sozialistische deutsche Nation“. Die Hymne wurde über viele Jahre nicht mehr gesungen, nur noch von Blechbläsern intoniert. Ihr Text durfte an den Schulen nicht mehr gelehrt werden. Erst die Revolutionäre von 1989 griffen die Forderung „Deutschland einig Vaterland“ wieder auf.

Alle Inszenierungen eines offiziellen Hurrah-Patriotismus der SED – man erinnere sich an die bombastischen Feiern zur Staatsgründung der DDR am 7. Oktober, noch bis zum 7. Oktober 1989 – konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Konstruktion einer sozialistischen Heimat oder einer sozialistischen Nation blutleer, verlogen und nicht tragfähig war. Zu Tausenden kehrten die Menschen dieser Heimat und diesem Staat den Rücken. Die DDR-Führung sah sich schließlich 1961 gezwungen, ihr „Staatsvolk“ hinter Mauern und Stacheldraht einzusperrern. Die vermeintlichen Verteidigungsanlagen an der innerdeutschen Grenze schützten in Wahrheit nicht vor westdeutschen Eindringlingen. Sie waren gegen die eigene Bevölkerung gerichtet.

Mehr als viele im Westen hielten die Menschen in der DDR das Bewusstsein für die Einheit der Nation wach. Ihr Patriotismus destabilisierte, wie in den anderen mittel- und osteuropäischen Staaten, das kommunistische Regime. Die Menschen blieben dem Gedanken der Nation verhaftet und vollzogen trotz aller Abschirmung in der Diktatur mit, was den europäischen Patriotismus im Westen auszeichnete: die Bindung an die Freiheit und die Bindung an Europa. Anders wäre es nicht zu erklären, dass 1990 im Osten Deutschlands niemand

die Frage stellte, ob mit dem Vollzug der Einheit notwendigerweise auch der Beitritt zum Grundgesetz und dadurch wiederum der Beitritt zur Europäischen Union verbunden sein müsse.

So wie die Menschen in der DDR die Teilung ihres Vaterlands nie wirklich akzeptiert haben, so haben sie auch die willkürliche Auflösung der ostdeutschen Länder vor 55 Jahren nicht hingenommen. Ihr Landesbewusstsein hat 37 Jahre überdauert. Am 9. November 1990, genau ein Jahr nach dem Fall der Berliner Mauer, wurden die fünf wiedererstandenen ostdeutschen Länder Mitglieder des Bundesrates. Die Wiederherstellung der deutschen Einheit war ein Sieg für Freiheit und Demokratie und für Europa. Sie war zugleich ein Sieg des föderalen Prinzips über den so genannten demokratischen Zentralismus.

In der Präambel des Grundgesetzes heißt es seit dem 23. September 1990: „Die Deutschen in den Ländern ... haben in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands vollendet.“ Die Länder haben den Bund, die gemeinsame Staatlichkeit der deutschen Nation, geschaffen – nicht umgekehrt. Sie sind nicht Länder des Bundes. Das Wort „Bundesländer“ findet sich im Grundgesetz nicht.

In der Frühphase der Bundesrepublik haben sich die Ministerpräsidenten der westdeutschen Länder als Treuhänder des gesamten deutschen Volkes und der deutschen Nation verstanden. Sie bestanden darauf, zwar ein Grundgesetz, aber keine Verfassung zu entwerfen. Und sie wollten eine betont föderale Ordnung für das künftige deutsche Staatswesen.

Unsere föderale Ordnung ist, was gegenwärtig zu wenig wahrgenommen wird, die entschiedene Antwort auf einen missbrauchten und pervertierten Nationalbegriff. Wir bekennen uns heute zu einer landsmannschaftlich, regional und föderal geprägten Nation. Und weil das so ist, darf die geschichtliche und kulturelle Selbstvergewisserung nicht allein national gefärbt sein. Die verbindende Einheit im Nationalen wie im Europäischen muss das Gemeinsame auch

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

HANNOVER

PROF. DR. BERNHARD VOGEL
VORSITZENDER DER KONRAD-
ADENAUER-STIFTUNG
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

28. September 2007

in der regionalen und lokalen Vielfalt suchen.

Vor der abschätzigen Verwendung des Begriffs Lokalpatriotismus – nicht zu verwechseln mit Kirchturmpartikularismus – sei gewarnt: Patriotismus muss auch die heimatischen Bindungen im Inneren der Nationalstaaten in sich aufnehmen – als stabilisierende Kraft und als Gegengewicht zu einer einseitigen, übersteigerten Sicht auf die Nation.

Für Hilde Domin, die erfahren musste, was Heimatverlust und Exil heißen, bedeutet „Zu Hause sein“ an erster Stelle „mitverantwortlich sein.“ Vor dem Hintergrund der deutschen Vergangenheit bedeuten Heimat und Heimatland mehr als nur das Hineingeboren- und Eingebettetsein in gewachsene Zusammenhänge. Heimat und Heimatland beinhalten einen Gestaltungsauftrag – fern von realitätsfremder Heimatseligkeit, von provinzieller Zurückgezogenheit und rückwärtsgewandter Orientierung. Sie müssen im freien Austausch mit Europa und der Welt verwirklicht werden. Sie müssen fremde Erfahrungen in die eigene Wirklichkeit aufnehmen, ohne dabei allerdings gleich Abschied von sich selbst zu nehmen.

Eine Gesellschaft, in der alles gleich viel gilt, ist damit nicht zu vereinbaren – sehr wohl aber eine Integrationsgesellschaft, wie sie Niedersachsen nach dem Krieg gewesen ist mit der Aufnahme von 7 Millionen Flüchtlingen (1945-1950), von denen 2,5 Millionen hier tatsächlich eine neue Heimat gefunden haben. Aber auch mit dem Zusammenschluss der alten Länder Hannover, Oldenburg, Braunschweig und Schaumburg-Lippe, die unter Wahrung ihrer „kulturellen und historischen Belange“ (Art. 72 Nds. Landesverfassung) zu einer selbstverständlichen Gemeinsamkeit zusammengewachsen sind und die als Land Niedersachsen – so der Wunsch eines britischen Generals – „ein starker, gesunder Bestandteil eines zukünftigen Deutschlands“ geworden sind. Selbstverständlich ist diese Entwicklung angesichts der desolaten Ausgangslage nicht gewesen.

Sie, verehrter Herr Präsident, haben in ihrer Rede zum 60. Jahrestag der Konstituierenden Sitzung des Niedersächsischen Landtags auf die Zeitumstände hinwiesen: dass „Hunger, nichts als der Hunger“ das Leben der Menschen bestimmte. Als von mitreißender Begeisterung weit entfernt beschrieb auch Dolf Sternberger, Doyen der Politischen Wissenschaft in Deutschland, die Situation der Mitglieder des Parlamentarischen Rates zwei Jahre später im Mai 1949: „Die Mitglieder dieser verfassungsgebenden Versammlung ihrerseits taten ihr Werk eher in gedrückter Seelenlage. Es war nur der Teil der Nation, für den sie handeln konnten. ... Man sprach mit gedämpfter Stimme, arbeitete mit zögernden Händen – in der Trauer um die Zertrennung der Nation, in der zagen Hoffnung auf einen künftigen freien Akt des ganzen Deutschland.“

Nachdem Hunger und Leid überwunden sind, nachdem niemand mehr wegen der Zertrennung der Nation trauern muss, nachdem sich die wage Hoffnung auf einen „freien Akt des ganzen Deutschland“ erfüllt hat, gibt es – wie Sie, Herr Gansäuer, es formuliert haben – in der Tat allen Grund, sich vor jenen zu verneigen, die damals „den Mut aufbrachten, unser Land freiheitlich, demokratisch und rechtsstaatlich aufzubauen.“

Ich erinnere an Albert Finck, Mitglied des Parlamentarischen Rates, einen meiner Vorgänger als rheinland-pfälzischer Kultusminister. Ein Mann unbeirrbar in seinen Überzeugungen: Die Weimarer Republik verteidigte er als Zentrumsmitglied gegen die Angriffe von Rechts und Links. Im Nationalsozialismus blieb er fest – trotz aller Bedrohungen und trotz Berufsverbots als der Chefredakteur der zentrumsnahen „Neuen Pfälzischen Landeszeitung“. Der Deportation in das Konzentrationslager Dachau ist er nur knapp entgangen. Im Pfarrhaus seines Bruders, Johannes Finck, war Alfred Delp, der später in Plötzensee für seinen Widerstand ermordete Jesuit, häufig zu Gast.

Seine Triebfedern waren Vaterlands- und Freiheitsliebe. Ihn musste man nicht darauf hinweisen, dass der Verfasser des Deutschlandlieds, am 26. August 1841 auf dem da-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

HANNOVER

PROF. DR. BERNHARD VOGEL
VORSITZENDER DER KONRAD-
ADENAUER-STIFTUNG
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

28. September 2007

mals englischen Helgoland entstanden, auf der Überfahrt dorthin mit seinen Hannoveraner Kameraden die „Marseillaise“ und „God save“ gesungen hat. Auch Albert Finck – wie Hoffmann von Fallersleben – hätte nichts dabei gefunden, in munterer Runde im „Conversationshause“ zu Helgoland auf die englische Königin anzustoßen.

Aus Vaterlands- und Freiheitsliebe, aber auch aus Pragmatismus stritt er dafür, dass die 3. Strophe des Deutschlandliedes – wie Finck damals sagte – „vorläufiges Bundeslied“ werden solle.

Sein erstes Argument war – nachzulesen in der „Rheinpfalz“ vom 9. August 1949: „Wir denken an die peinliche Situation, die entsteht, wenn bei einem internationalen Festakt oder bei einem größeren Fußballspiel ... die Nationalhymne gespielt wird und für uns betretenes Schweigen übrig bleibt.“ Sein eigentlich unwiderlegbares Argument aber war: „Wer kann gegen die Ideale ‚Einigkeit und Recht und Freiheit‘ etwas einwenden? ... Wir gründen unser neues Deutschland auf Einigkeit und Recht und Freiheit.“

Am Abend des 9. August 1949 strömten – Fernsehübertragungen gab es noch nicht – 3.000 Menschen in der Landauer Festhalle zusammen, um Konrad Adenauer zu hören. Am Ende der Veranstaltung rief Finck die Anwesenden auf, die 3. Strophe des Deutschlandliedes zu singen – wohl wissend, dass er sich den Ärger der französischen Besatzungsbehörden einhandeln würde, weil das Deutschlandlied noch – und zwar bis zum 16. Dezember 1949 – verboten war. Aber die Menschen in der Halle waren tief ergriffen und sangen mit.

„Kein Lied ist im Herzen des deutschen Volkes so tief verwurzelt wie das Deutschlandlied“, ließ Adenauer in einem Bulletin der Bundesregierung zwei Jahre später verlauten. Eine Umfrage in den Anfängen von Allensbach gab ihm Recht: Drei von vier Westdeutschen sprachen sich für die Beibehaltung des Deutschlandliedes aus.

Es ist 55 Jahre her, dass Bundespräsident Theodor Heuss, der bekanntlich ein anderes Lied zu finden versucht hatte, zustimmte –

nicht, weil er besonders glücklich darüber gewesen wäre, sondern „in der Anerkennung des Tatbestandes“. Am Vorabend der Unterzeichnung des Deutschlandvertrages und der sich daraus ergebenden Teilsouveränität im Mai 1952 hatte die Bundesrepublik endlich eine eigene Hymne. In der DDR wurde das Deutschlandlied im selben Jahr verboten.

Die Konfusion um das Deutschlandlied ist im Westen Deutschlands, wie das Beispiel Bern zeigt, erst allmählich gewichen. In der DDR blieb das Lied trotz Verbots lebendig und wurde von den Aufständischen des 17. Juni 1953 gesungen, als sie das Brandenburger Tor durchquerten.

Wie sie der Dichter auch gemeint haben mag: Es ist nicht zu bedauern, nein, es ist sogar ausdrücklich zu begrüßen, dass die missverstandene und missverständliche, von den Nationalsozialisten gröblich pervertierte erste Strophe heute nirgends mehr zu hören ist. „Deutschland, Deutschland über alles“ ist nicht das, was wir uns wünschen. Wir wollen unser Vaterland so lieben, wie Franzosen, wie Engländer, wie Italiener das ihre, aber nicht mehr. Wir wollen unsere Nation nicht über andere stellen. Aber wir wollen sie ihnen gleichstellen. Vor allem aber darf doch wohl kein Zweifel bestehen, dass wir Freude darüber empfinden, dass „Einigkeit und Recht und Freiheit“ wieder in allen Teilen Deutschlands gesungen werden darf und gesungen wird, dass Einigkeit und Recht und Freiheit tatsächlich wieder des Glückes Unterpfand sind.

Die Angst vor falschen, nationalistischen Tönen – vor Tönen, die mißgedeutet werden könnten – ist nicht mehr dieselbe wie zu seinen Zeiten von Bern. Aber wir Deutschen sind gleichwohl längst noch nicht mit uns im Reinen, können es nach dem Geschehenen auch nicht sein. Bis heute stellt sich die Frage nach unserem nationalen Selbstverständnis.

Deutschland ist nicht in Europa aufgegangen. Europa wird von den Nationen gebaut. Post-nationale Träume, wie sie einige träumten und denen wenige weiter nachhängen, sind ausgeträumt. Davon, wie wir

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

HANNOVER

PROF. DR. BERNHARD VOGEL
VORSITZENDER DER KONRAD-
ADENAUER-STIFTUNG
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

28. September 2007

uns als Nation begreifen, hängt viel ab. Nur wer seine Identität annimmt, kann sie auch einbringen in Europa und in der Welt. Ohne Voraussetzungen sind wir Gott sei Dank nicht mehr.

Nation heißt gemeinsame Sprache und Kultur – die Klammern während der deutschen Teilung. Nation heißt, mit der gesamten deutschen Geschichte zu leben – im ihrem Wohl wie in ihrem Wehe, mit ihren Brüchen und Belastungen, mit dem, was nachahmenswert und gelungen ist. Zur deutschen Geschichte gehören Buchenwald und Auschwitz – niemand darf das leugnen, niemand darf es vergessen oder gegen andere Verbrechen aufrechnen. Aber die Geschichte ist damit nicht zu Ende: Zu ihr gehören seitdem ein demokratischer Neuanfang im Westen und eine freiheitliche Revolution im Osten Deutschlands.

Nation heißt nach einem Wort des Oldenburger Karl Jaspers, „politische Haftung“ für geschehenes Unrecht zu übernehmen, heißt – gerade da, wo unsere Geschichte einen unterschiedlichen Verlauf genommen hat – als Schicksalsgemeinschaft für die Folgen einzustehen. Nation verlangt ein in Gewissen und Verantwortung aufgenommenes Gedächtnis – nicht um sich damit zu quälen, sondern um daraus gestärkt und gewappnet für die Gestaltung der Zukunft hervorzugehen.

Nation bedeutet Zusammengehörigkeit von Demokraten als Bürgerschaft, heißt lebendige und gelebte Verfassung, heißt abwehrbereite Demokratie. „Es gibt kein Vaterland in der Despotie“, dafür steht Sternbergers Begriff des „Verfassungspatriotismus“. Er beinhaltet keine Abwendung vom Nationenbegriff, wie ihn Jürgen Habermas später interpretiert hat.

Nation heißt, die Zukunft gemeinsam zu gestalten, heißt die Einheit zu vollenden, Europa zu bauen, als ein größer und souverän gewordenes Deutschland Verantwortung in der Welt zu tragen.

Und schließlich: Nation ist die Voraussetzung für Europa- und Welt-Bürgerschaft. Eine Verbindung, die auch emotional erlebt

werden muss. Die Braunschweigerin Richarda Huch hat gesagt, das biblische Gebot „liebe deinen Nächsten, wie dich selbst“ gelte für Menschen wie für Nationen. Dass sich jede selbst liebe, sei eine selbstverständliche Bedingung dafür, dass sich die Liebe zu den anderen entfalten könne.

Niemand bezweifelt, dass wir weithin Anlass zur Selbstkritik haben, dass es viele Gründe gibt, sich Sorgen zu machen. Ich frage heute nur: Wie steht es um die Selbst- und Nächstenliebe der deutschen Nation? Ganz mutlos brauchen wir da nicht zu sein.

Im Sommer 2006 war Deutschland Austragungsort der XVIII. Fußballweltmeisterschaft, ein heiteres, fröhliches, unbeschwertes, tolerantes Fest. Die Welt war zu Gast bei Freunden! Von allen Seiten war viel Lob zu hören. Kein Zweifel: Die Fußballweltmeisterschaft hat uns viel Zuneigung und Sympathie gebracht!

Es war nur selbstverständlich, dass bei all dem Sprachgewirr, wenn Hunderttausende zusammenströmen, das Bedürfnis bestand, erkannt zu werden. Und was war als sicheres Erkennungszeichen besser geeignet als die Landesfarben und die Nationalhymnen? Die Mannschaften und ihre Fans zogen mit ihren Fahnen durchs Land und sangen bei der Eröffnung ihrer Spiele und bei vielen anderen Gelegenheiten ihre Nationalhymne. Die Niederländer, die Italiener, die Japaner, die Ecuadorianer, die Ukrainer, die Ghanaer. Was lag näher, als dass auch wir Deutsche – nach einigem Zögern – es ihnen nachtaten? Ein schwarz-rot-goldenes Fahnenmeer! Und die deutsche Nationalmannschaft sang – wie selbstverständlich und völlig unverkrampt – die Nationalhymne.

Wie nicht anders zu erwarten, meldeten sich Bedenkenträger zu Wort. Die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft meinte, das Lied gehöre zum reaktionären deutschen nationalen Erbe. Ein Tübinger Literaturwissenschaftler sprach von „dieser unmöglichen Nationalhymne mit dem teilweise unverständlichen Text“. Zur Ehrenrettung der GEW muss allerdings hinzugefügt werden, dass sich ihr Vorsitzender, als von allen Seiten Kritik niederprasselte, für seinen Fehler

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

HANNOVER

PROF. DR. BERNHARD VOGEL
VORSITZENDER DER KONRAD-
ADENAUER-STIFTUNG
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

28. September 2007

öffentlich entschuldigte. „Wenn heute junge Fußballfans die Nationalhymne singen, tun sie das aus Lebensfreude und zur Unterstützung der deutschen Mannschaft“, meinte er.

Häufig in Ausnahmesituationen entstanden, haben Nationalhymnen oft kämpferische, kriegerische, sogar blutrünstige Texte, die niemand mehr auf die Goldwaage legt. In Englands Hymne – der ältesten aller Nationalhymnen – wird Gott gebeten, die Königin zu schützen, die Feinde zu zerbrechen, deren politische Ränke zu zerstreuen, die rebellischen Schotten zur Raison zu bringen. Das Lied der Deutschen enthält in seiner dritten Strophe, keine falschen Töne. Ganz im Gegenteil: Sie drückt aus, was wir uns wohl alle – zumal nach der Wiedervereinigung unseres Vaterlandes – wünschen: „Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand“. Man darf seinem Autor, wie Sie es heute beim Niedersächsischen Landtag getan haben, zu Recht ein Denkmal setzen!

„Die Welt hat keine Angst mehr vor übertriebenem Patriotismus in Deutschland“, sagt Kofi Annan, der Generalsekretär der Vereinten Nationen zur Zeit der Fußballweltmeisterschaft. Wir dürfen uns gemeinsam freuen und gemeinsam feiern. Wir müssen vor niemandem verbergen, dass wir tüchtig sind, dass wir über Durchhaltevermögen, Leistungskraft, Teamgeist und Fairness verfügen. Wir dürfen andere sogar mit Kreativität und Spielwitz überraschen. Wir dürfen Weltmeister sein – im Herren-, und Damenfußball, im Handball und anderswo – wenn unsere Mannschaft die beste ist. Wir dürfen heute, mehr als 60 Jahre nach dem Krieg, sogar Papst sein, ohne dass man auf der Welt Anstoß daran genommen hat.

Freilich darf uns das nicht zu neuem Übermut verleiten. Sondern wir müssen weiter alles daran setzen, das zu tun, was andere und wir selbst uns lange nicht zugetraut haben: Nation und Demokratie, Heimat und Weltoffenheit, Vaterland und Europa als Werte zu begreifen, die einander zugehörig sind. Man muss sich am Fußball ein Beispiel nehmen: Das Runde muss ins Eckige! Dann bleibt Deutschland nicht nur ein Sommermärchen.

Hannover 96 übermorgen ein erfolgreiches Spiel gegen den MSV Duisburg!